

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 49 (1993)
Heft: 1

Artikel: Die Musse, ein veraltender Begriff
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hier ist nicht nur jeder Anspruch auf Faktizität aufgehoben (es handelt sich um ein fiktionales Ich, also um das Ich einer erfundenen Figur), sondern der Wirklichkeitsbezug *bewußt verfremdet*. Wer von einem Ich spricht, das «in Gestalt zweier Sechzig-Watt-Glühbirnen» das Licht der Welt erblickt, lügt nicht einfach; er signalisiert dem Leser vielmehr, daß er unserer realen Welt eine Art *Gegenwelt* entgegenstellen will, die in einem andern, tieferen Sinne «wahr» ist. Genau dies ist mit dem Begriff «verfremden» in einem allgemeinliterarischen Sinne nämlich gemeint. «*Verfremdung*» als ein genuin literarischer Vorgang meint damit ein Zweifaches: Aufbau einer vom Faktischen losgelösten Welt, die nur auf sich selbst und damit vor allem auf den Zeichencharakter der Sprache (von dem diese Welt lebt) verweist. Man nennt dies in der Literaturwissenschaft die *autoreferentielle Funktion* der Dichtung. Mit ihr hängt eine zweite Funktion zusammen, die im Grass-Text, etwa im Satz «Es werde Licht, und es ward Licht», ebenfalls sichtbar wird. Es handelt sich um die *poetische Funktion* der Dichtung, darum nämlich, daß die sprachlichen Zeichen nicht auf äußere (pragmatische) Bedeutungsobjekte, sondern auf neue Sprachebenen, die im Text selber angelegt sind, verweisen. So verweist der genannte Satz, indem er sich als Genesiszitat zu erkennen gibt, auf seine unmittelbare Motivfunktion, die Grass' Verfremdung des traditionellen Entwicklungsromans (wo man vom «Dunkeln» ins «Helle» schreitet) bereits andeutet. Damit sind wir, wie schon gesagt, auf einer neuen Sprachebene des Textes, auf die wir in einem späteren Beitrag näher eingehen müssen.

Literarische Texte lassen sich nun abschließend als Texte definieren, die durch eine *nichtpragmatische*, eine *autoreferentielle* und eine *poetische* Sprachfunktion bestimmt sind.

Die *Muße*, ein veraltender Begriff

Von Dr. Renate Bebermeyer

Der Mensch altert, wenn er nicht jung stirbt, und stirbt im Alter. Bei den Wörtern ist dies anders: Dieses Lebensgesetz gilt nur für einen Teil von ihnen und läuft auch da auf unterschiedliche Weise ab. Es gibt Wörter, die wie Einzeller unsterblich erscheinen, solche, die lange Zeiten überdauern, andere, die schneller veralten, und wieder andere, die aussterben. Gegenwärtig gibt es eine ausgesprochene «Kindersterblichkeit»: Neuwörter sterben schon im «Säuglingsalter». Der sprachliche Alterungsprozeß wird von Zufall und Sprachmode gelenkt und gesteuert und vom Wandel der menschlichen Werte und von Vorstellungen diktiert.

Zahllos sind die einflußreichen Einzelfaktoren, feste Regeln gibt es nicht. Viele Wörter sind durch ihren alltäglichen Gebrauchswert geschützt, andere sind abhängig von dem, was man Akzeptanz nennt. Schwindet sie, dann ist es vorbei mit der Immunität gegenüber dem Veralten.

Ein solchermaßen betroffenes Wort ist *Muße*, ein Wort, das den Jüngeren als gestrig erscheint, ein Begriff, der nur noch in der Nische der feierlichen Rede und poetischen Ausdrucksweise lebt. Ein Wort, das man den «Alten» auf den Weg in den Ruhestand mitgibt. Ein gleichsam museales Wort also, das doch eigentlich höchst aktuell sein müßte, bedeutet es doch die «freie Zeit», zu «tun, was den eigenen Interessen entspricht». Es wäre also höchst modern – wenn da nicht die «innere Ruhe» wäre, die in manchen Definitionen als Voraussetzung, in andern als wesentliches Element des *Muße*-Begriffes genannt wird. Innere Ruhe aber gilt in unserem frust- und streßgeplagten Heute teils als unerreichbar, teils aber auch als wertlos.

Streß kann auch als Statussymbol verstanden werden – und für den Jung-aktiv-Dynamischen ist innere Ruhe ohnehin durch äußere Coolness ersetzt. Und überdies ist «Ruhe» neuerdings eher eine Frage der Dezibelstärke als Ausdruck einer menschlichen Gemütslage. Die «freie Zeit» ist existenziell-gewichtig. Sie aber heißt *Freizeit*. Freizeit statt *Muße*! Eine Freizeit, die gut organisiert und zur Freizeitgesellschaft überhöht ist. Dieses kostbare «eigentliche» Leben gilt es in vollen Zügen zu genießen, d. h. vollzupacken mit allem, was «Spaß» macht, «happy» macht, «fun» bringt. Man «entdeckt sich selbst» und «probiert sich aus». Dazu bedarf es vieler Aktionen, die «Äkschn» heißen. Der angloamerikanische Begriff bedeutet dort jede physiologische und technische Fertigkeit – von der Funktion des Herzens bis zur Maschine –, jede menschliche Handlung und die Handlung des Dramas. Hier steht der Allroundbegriff, der einfach alles faßt, für «handlungsreiches Geschehen».

Freizeit und «action» ist zeitgemäß und führt dazu, daß der einzelne in seiner Freizeit keine Zeit hat. Sie zu haben würde ja beschauliche *Muße* bedeuten, die man nur dann hat, wenn man in nostalgische Fernsehfilme «abtaucht»: «Manchmal sitzen wir vor dem Fernseher... und tauchen entspannt in eine Zeit ein, in der es keine Hektik gab, sondern Beschaulichkeit, in der Menschen freundlich miteinander umgingen und *Muße* hatten, in Ruhe miteinander zu reden. Das ist oft dann der Fall, wenn ein alter Film zu sehen ist, der vor 25, 30 oder gar 40 Jahren gedreht wurde» (Fernsehkritik).

Doch da ist noch etwas, das die *Muße* unzeitgemäß macht: das immer mitschwingende Moment des Anspruchsvoll-Elitären. «Richtig» verstandene *Muße* hatte gewissen Ansprüchen zu genügen, die vom klassischen Bildungsideal her bestimmt waren. Der lateinische *Muße*-Begriff «otium», übte starken Einfluß aus. Otium – das war die wichtige Ergänzung zur «staatsmännischen Tätigkeit», das war gewissermaßen die

schöpferische Pause, das innere Kräftesammeln für das, was «nicht Muße ist», für das *neg-otium* also (= die Geschäfte, die berufliche Tätigkeit). Auch der Einfluß des beinahe gleich klingenden, aber nicht verwandten *Muse* zeigte Wirkung. Die Musen, die Töchter des Zeus aus der griechischen Mythologie, waren die Göttinnen der Wissenschaft und aller nicht handwerklichen Künste, die Göttinnen also der Musik, des Gesangs, der Dichtung, des Tanzes. Es wurde gewissermaßen zum Muß, sich in Mußezeiten den Musen zu widmen. Man «dilettierte», das hieß, man hatte Liebhabereien, «schönggeistige» Lieblingsbeschäftigungen, die man pflegte. Man hielt es mit dem «Musenroß» und war noch nicht aufs «Steckenpferd», aufs Hobby, gekommen, schon deshalb nicht, weil Muße ein Statussymbol war: freie Zeit war ein Privileg für wenige; für die Mehrheit ging der Arbeitstag nahtlos in die Nacht über.

Wie gewichtig es war, die Muße sinnvoll zu nutzen – «Wer seine Muße nicht benützen kann, ist ein beklagenswerter Mann» –, läßt sich am Begriff *Müßiggang* ablesen: In ihm steckt nichts anderes als «falsch» verstandene Muße. «Müßiggang ist aller Laster Anfang.» Wenn Muße so leicht mißbraucht, so schnell zum Unwert werden kann, ist es da nicht besser, sie gar nicht erst zu erstreben oder gar zu erkämpfen? Das «Volk» sprach nach, was man ihm vorsagte. Das Sprichwort kennt die Muße nicht und verteufelt jegliches «Nichtstun»:

«Wer müßig ist, ist voll böser Gedanken.» – «Einen Müßigen mietet der Teufel.» – «Müßiggang bringt Untergang», «ist alles Unglücks Anfang», «ist der Sünden Anfang» und «der Tugend Untergang.»

«Jedermann wollte gerne gute Tage haben und müßiggehen» sagt Luther (klagend). Das kann der «Jedermann» nun mehr, als er es je zuvor erhofft hätte. Nun könnte man den Müßiggang zur Tugend erheben – man brauchte nur Friedrich Schlegel nachzusprechen: «Müßiggang, du heiliges Kleinod, einziges Fragment der Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb.»

Weil aber der Mensch der Freizeitgesellschaft alles als «neu» erleben will, ist das alte Wort eben nicht mehr zu gebrauchen. Man könnte zwar von der «neuen Muße» reden – «neuer» aber ist: «Freizeit mit action» – statt Muße mit Ruhe!